

Zu Ulrich Greiner: Die Begründungsfalle (FORUM CLASSICUM 2/2000)

Eine Antwort

Auch wissenschaftliche Abhandlungen werden manchmal sehr verschieden aufgenommen, nicht nur Dichtungen. Mein „Europäischer Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters“ (Frankfurt/M. 1999, 2000³) scheint hierfür ein Beispiel zu sein. Das Buch kam gleichzeitig mit dem Werk von DIETRICH SCHWANITZ heraus: „Bildung – Alles, was man wissen muss“ (Frankfurt/M. 1999). Der hier wie dort im Titel figurierende Begriff „Bildung“ forderte etliche Presseorgane zu Vergleichen auf, so unvergleichbar die Bücher sonst sind. Auch die „ZEIT“ hat verglichen; für sie griff ULRICH GREINER zur Feder.

GREINER übte herbe Kritik an meinem Buche; er hat seine Bedenken unlängst vor der Philologenversammlung in Marburg wiederholt. Gegen die Wucht großer Tages- oder Wochenzeitungen anzuschreiben ist für eine Stimme wie die meine eitle Mühe und überdies ganz unnötig: auch Verrisse fördern den Verkauf. Doch meine Fachkollegen haben, scheint mir, Anspruch drauf, einige Vorschläge zur Klärung (mehr kann ich ja in eigener Sache kaum anzubieten wagen) zu vernehmen.

Das über 500 Seiten starke Werk von SCHWANITZ lässt sich wohl am ehesten als enzyklopädisches Kompendium definieren – die wichtigsten Abschnitte sind „Die Geschichte Europas“, „Die europäische Literatur“, „Die Geschichte der Kunst“, „Die Geschichte der Musik“ und „Große Philosophen, Ideologien, Theorien und wissenschaftliche Weltbilder“ überschrieben; es folgt noch ein kürzerer Teil „Können – Über die Regeln, nach denen man unter Gebildeten kommuniziert“. Examenswissen, könnte man sagen, durchweg erlernbar, verfügbar, abfragbar – wer alles im Kopfe hat, ist, fürchte ich, gleichwohl nicht in der Lage, ein Gedicht zu erklären, ein Gemälde zu beschreiben oder ein Musikstück vorzutragen, also Leistungen zu vollbringen, die ich bei einem Gebildeten nicht unbedingt ausschließen möchte.

Ich habe mein schmales Büchlein (etwas über 200 Seiten Taschenformat), eine Gelegenheitschrift, wie ich im Vorwort ausführe, bescheiden, aber doch wohl zutreffend als „Studie“ bezeichnet, als ersten Versuch, ein Phänomen zu erfassen, für das es noch

keine repräsentative Darstellung, kein Standardwerk gibt: den Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters. Hierbei konnte es mir nicht um die Inhalte gehen, sondern lediglich um die bedingenden Institutionen, um das Gymnasium und den Fürstenhof, sowie um die Bereiche: um die Philosophie, die Literatur, die Geschichte, das Theater, das Konzertwesen usw. Ich wollte kein Vademecum für breiteste Kreise, sondern eine wissenschaftlich fundierte und nach Exaktheit strebende Beschreibung eines historischen Sachverhalts liefern.

GREINER lobt SCHWANITZ. Sein Buch sei erfolgreich, entspreche also einem außerordentlichen Bedürfnis. Es behaupte, dass es eine europäische Bildungsidee gebe und dass diese Idee nach wie vor gelte. GREINER hält das Buch von SCHWANITZ offenbar für gegenwarts-, ja zukunftsbezogen. Denn seinem Kontrastbeispiel, meiner Studie, spricht er dieses Merkmal ab: er hält sie für „welt-“ und „gegenwartsflüchtig“ und gefällt sich darin, dies mit wohlfeilen Stilmitteln („Der Leser vergießt eine Träne“) zu untermauern.

Zunächst frage ich mich, ob es sachgemäß ist, eine Schrift eines durch mancherlei andere Verlautbarungen bekannten Autors rein werkimmanent zu deuten. Unsere flüchtige Medienwelt scheint so etwas zu begünstigen – die Rede z. B., die MARTIN WALSER aus Anlass der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels gehalten hat, wurde von manchem Kritiker so behandelt.

Doch sei's drum: man fasse mein Buch als fensterlose Monade. Dann aber sollte man Kenntnis von den Hinweisen nehmen, die in der Einleitung, auf Seite 11, gegeben werden: „Es geht hier ... um die Entstehung und das Wesen der bürgerlichen Bildung, nicht um deren Auflösung und den Übergang zu etwas Neuem ... Der Kanon der bürgerlichen Bildung wird hier also als etwas noch Existentes behandelt; die Darstellung endet ... mit dessen völliger Entfaltung in allen seinen Inhalten.“

Nochmals: sei's drum – GREINER hat erkannt, dass die Konturen meines „Bildungskanons“ aus der Vergangenheit, aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammen. Ist das verkehrt oder einseitig? Im

Laufe des 20. Jahrhunderts ist ja nicht nur das Bildungsbürgertum verschwunden, wie GREINER zugesteht; in derselben Zeit sind auch die einst tragenden Säulen bedeutungslos geworden: der Fürstenhof (soweit es ihn überhaupt noch gibt), das humanistische Gymnasium.

Wenn für meine Diagnose nach bestätigenden Stimmen gefragt wird: man findet deren etliche in dem von KONRAD ADAM herausgegebenen Buch „Bildungslücken“ (Stuttgart 1997). Dort trifft man einerseits auf „Rückwärtsgewandte“ wie mich. So schreibt der Journalist GUSTAV SEIBT zum Lektürekanon: „Der Kanon gehört zu jenen Freiräumen, die im Zeichen einer allseitigen Funktionalität überall eingeebnet werden. Gäbe es ihn noch, er wäre ein Bollwerk der Freiheit.“ Und der Germanist WOLFGANG FRÜHWALD lässt sich ganz im Gegensatz zu GREINERS forciert optimistischem Standpunkt wie folgt vernehmen: „Es gibt genügend Kriterien, wie grundlegend sich Inhalt und Begriff der Bildung dem neuhumanistischen Ideal, das bis tief in meine Studienzeit am Ende der fünfziger Jahre hineinreichte, entfremdet haben.“ Ihm sekundiert BERNHARD BUEB, der Leiter des Internats Salem: „Es gibt keinen Weg zurück zum humanistischen Gymnasium, das müssen wir uns eingestehen.“ Man trifft in ADAMS Buch aber auch auf Gegenwarts- und Zukunftsorientierte, jedoch in einem radikalen, von GREINER gewiss nicht gewünschten Sinn: von HUBERT MARKL z. B., dem Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft, und von WULFF REHFUS, dem Leiter eines Gymnasiums, werden zwar Kanones von fundamentalen Schulfächern aufgezählt, indes, Latein und Griechisch kommen darin gar nicht mehr vor.

Greiner behauptet, eine andere Schicht, eine andere Elite sei an die Stelle des Bürgertums getreten: irgendwer lese ja SLOTERDIJK und HABERMAS, abonniere die „ZEIT“ und gehe ins Theater. Hieran ist richtig, dass vieles von dem fortexistiert, was zum Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters gehört hat. Zwei Stichwörter mögen andeuten, wo diese Reste geblieben sind: Erlebnisgesellschaft und Spezialistentum. Die „Erlebnisgesellschaft“ (der Begriff entstammt dem gleichnamigen Standardwerk von GERHARD SCHULZE, Frankfurt/M. – New York 1997⁷) hat

sich die ganze Schau- und Unterhaltungsseite des Bildungskanons, also die Einrichtungen zu eigen gemacht, die der Fürstenhof beigesteuert hatte. Ich verweise hierzu auf meinen Aufsatz „Der Kanon der bürgerlichen Bildung und das Zeitalter der Massen“ (in: „Die Furie des Verschwindens“, hrsg. von Konrad Paul Liessmann, Wien 2000, S. 16ff.). Die Spezialisten wiederum verwalten jetzt, was einst Allgemeingut einer ganzen Schicht war, in kleinen Zirkeln an den Universitäten und anderen Einrichtungen, und die Medien sorgen dafür, dass gelegentlich Spektakuläres an die breite Öffentlichkeit gelangt.

GREINERS Plädoyer für die humanistische Bildung verdient hohe Anerkennung. Hierbei kommt es auch gar nicht sehr darauf an, ob das Laienpublikum stets mit neuen oder schlagenden Argumenten bedient wird. Vor Fachleuten allerdings nimmt sich die Sache anders aus. Sie kennen GREINERS „Begründungsfälle“ seit über hundert Jahren, seit FRIEDRICH AUGUST ECKSTEINS ganz ähnlichen Ausführungen in dem vortrefflichen Werk „Lateinischer und griechischer Unterricht“ (Leipzig 1887, S. 132ff.). Und sie staunen, wenn sie von GREINER in sonderbarer Verkehrung der Begriffe erfahren: „Ein literarischer Kanon existiert, und zwar unabhängig davon, ob er anerkannt wird oder nicht.“ Sollen ausgerechnet sie sich mit einem Kanon begnügen, der hoch oben im Reiche der Ideen hängt?

Wir, die Altphilologen, die Humanisten, können, wenn wir den Tatsachen Rechnung tragen, wenn wir uns nicht lächerlich machen wollen, gar nicht umhin, uns einzugestehen, dass wir eine kleine Minderheit sind, dass wir in der Diaspora leben; die von GREINER so nachdrücklich gepriesenen Vereinigten Staaten sind den Europäern auf diesem Wege schon ein erhebliches Stück voraus. Wir müssen, illusionslos und ohne zu wanken von unserer Sache überzeugt, zu erreichen suchen, dass nicht alle Fäden reißen, dass ein Minimum an Kontinuität gewahrt bleibt: historische Prozesse sind nie restlos determiniert und verlaufen selten stets in derselben Richtung.

Zur Illusionslosigkeit gehören genaue Standortbestimmungen. Mein „Bildungskanon“ möchte hierzu ein Beitrag sein.

MANFRED FUHRMANN, Überlingen (Bodensee)